



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www-klett-cotta.de

SAM BYERS IDIOPATHIE



TROPEN

AUS DEM ENGLISCHEN VON
BARBARA HELLER UND RUDOLF HERMSTEIN

Das Zitat auf S. 366 entstammt dem Gedicht
»Hymne für die verdammte Jugend« in: W. Owen, *Gedichte*,
hrsg. und übers. von Joachim Utz, Heidelberg, 1993.

Tropen

www.tropen.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Idiopathy«
bei Fourth Estate, London

© der Originalausgabe 2013 by Sam Byers

© 2013 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Schutzumschlag: Herburg Weiland, München

nach einem Entwurf von Charlotte Strick, FSG-books

Illustration von Joanna Neborsky

Gesetzt in den Tropen Studios, Leipzig

Auf säure- und holzfreiem Werkdruckpapier gedruckt

und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-50128-5

Idiopathie | [idiopa'ti:]

Nomen

Eine Krankheit, die spontan auftritt oder deren Ursache nicht bekannt ist.

Wortherkunft: von Altgriechisch *idiopatheia*, von *idios* (eigen) und *pathos* (Leiden)

Ubi pus, ibi evacua

Vor relativ kurzer Zeit, bei einer Familienfeier *mit Fraktionszwang*, wie Katherines Mutter es nannte – Katherines Schwester hatte sich trotzdem gedrückt –, hatte Katherines Mutter einem Tisch voller Verwandter die Fotos aus ihrem Portemonnaie gezeigt. Die Verwandten waren größtenteils nicht mehr die Jüngsten, und dass sie sich immer wieder mit Begeisterung Familienfotos ansahen, war ein Phänomen, das Katherine nie verstanden hatte. Für sie sahen neunzig Prozent der Bilder (und der Verwandten) gleich aus. Ein grinsendes Kind glich dem anderen, eine Hochzeit war nicht von der vorhergehenden zu unterscheiden, und da ihre Familie meist an deprimierend naheliegenden Orten Urlaub machte, waren auch die dort entstandenen Schnappschüsse recht einheitlich. Während also die anderen Verwandten – Tante Joan und Onkel Dick mit ihrer seltsam ätherischen Tochter Isabel, dazu einige austauschbare Scheintote, an die Katherine sich dunkel erinnerte, ohne dass sie die Bekanntschaft mit ihnen hätte erneuern mögen – über den Fotos schnalzten und gurrten, wie man es vielleicht beim Anblick eines besonders appetitlich angerichteten Desserts tun würde, schwieg Katherine und ließ den Blick, wie so oft bei solchen Anlässen, stetig zwischen dem Gesicht ihrer Mutter und dem Zifferblatt ihrer Uhr hin und her wandern, wobei

jedoch weder das eine noch das andere sie dahingehend beruhigen konnte, dass die Veranstaltung bald beendet sein würde.

Das Portemonnaie von Katherines Mutter war im Gegensatz zu ihren Händen glatt und neu, vor kurzem, wie Katherine zufällig wusste, bei Liberty erstanden, wo ihre Mutter regelmäßig ihre Mittel überzog.

»Was für eine schönes Portemonnaie«, sagte eine entfernte Cousine, die offensichtlich wusste, dass jedes von Katherines Mutter präsentierte Accessoire mit mindestens einem Kompliment bedacht werden musste, weil es sonst unweigerlich in einem der Säcke landete, die sie mit beunruhigender Regelmäßigkeit in den Charity-Shop brachte. Hätten die Verwandten, dachte Katherine, in Bezug auf die Männer im Leben ihrer Mutter ein ähnliches Pflichtbewusstsein an den Tag gelegt, würde sie jetzt möglicherweise in ganz anderen Verhältnissen leben.

»*Hinreißend*, nicht wahr?«, sagte sie erwartungsgemäß. »Von Liberty. Ein absolutes Schnäppchen. Da konnte ich einfach nicht widerstehen.«

Die Fotos waren in erstaunlich gutem Zustand, wenn man bedachte, dass Katherines Mutter die meisten Gegenstände behandelte, als wären sie unverwüstlich, um später jedoch beim Anblick ihrer kläglichen Überreste untröstlich die grundsätzliche Minderwertigkeit heutiger Produkte zu beklagen.

»Seht euch die beiden an«, sagte sie im selben Tonfall, in dem sie auch ihr Portemonnaie gerühmt hatte. »Sind sie nicht süß?«

Sie ließ das erste Foto herumgehen, eine passbildgroße Schwarzweißaufnahme von Katherines Schwester Hazel mit einem schlaffen kleinen Teddy im Arm. Mit seinen Kulleraugen und dem nicht vorhandenen Muskeltonus sah er aus, als stün-

de er unter Drogen, und ließ Hazel – so fand zumindest Katherine – wie eine vorpubertäre Kidnapperin erscheinen.

»Der Teddy hieß Bloot«, sagte Katherines Mutter, während das Foto von Hand zu Hand ging. »Weiß der Himmel, warum. Einmal hat sie über ihn erbrochen, da mussten wir ihn in die Waschmaschine stecken, und seitdem war er so schlabberig. Von allen ihren Sachen gab's kein Stück, über das sie nicht irgendwann mal erbrochen hätte. Eine Konstitution wie ein Vögelchen, echt.«

»Ein Jammer, dass sie heute nicht kommen konnte«, sagte jemand.

»Ja«, antwortete Katherines Mutter. »Aber im Moment hat sie keine freie Minute. Sie arbeitet von früh bis spät. Und jetzt auch noch diese schreckliche Geschichte mit den Kühen ...«

Allgemeines Nicken, und einen Moment lang war es Katherine – aber wahrscheinlich hatte sie sich das nur eingebildet –, als huschte mehr als ein Blick zu ihr her, ein für Familientreffen typischer Reflex: Anwesenheit war eng mit Erwerbstätigkeit verknüpft. Wenn man kam, freuten sich die Leute, gingen aber davon aus, dass man weder einen wichtigen noch einen anspruchsvollen Job hatte, denn alle Verwandten mit wichtigen und anspruchsvollen Jobs waren viel zu beschäftigt, um sich öfter als einmal im Jahr sehen zu lassen. Dann wurden sie begrüßt wie heimkehrende Kreuzritter und ausdrücklich ermuntert, nicht zu lange zu bleiben, sie hatten ja schließlich zu tun. Katherines Schwester schwelgte nun schon seit mehreren Jahren in dieser Rolle, und es wurmte Katherine, dass Hazel für alle anderen immer heiliger und überarbeiteter wurde, je seltener sie sich blicken ließ, während sie selbst immer mehr in den

Ruf geriet, ihr Leben vergeudet zu haben, dabei gab sie sich nur Mühe, sich um die Familie zu kümmern.

Diesmal war es allerdings etwas anders, weil im Moment jede zweite Straße wegen der Rinder gesperrt war. Diejenigen, die durchgekommen waren, schienen von grimmigem Stolz erfüllt, als hätten sie ein Kriegsgebiet durchquert. Katherine waren die Rinder schnurzegal, aber sie genoss es, dass ihre Anwesenheit ihr vorübergehend Respekt verschaffte.

Das zweite Foto wurde erst hervorgeholt, nachdem das erste komplett die Runde gemacht hatte. Es zeigte Katherines Vater in einer gewachsenen Jacke, unbeholfen mit einem Jagdgewehr posierend.

»Hier ist Nick«, sagte Katherines Mutter. »Er hat natürlich nie was getroffen, aber er hat einfach gern den Jäger gespielt. Er hatte die komplette Ausrüstung, versteht sich. So war Nick: stark in der Planung, schwach in der Ausführung. Das Foto hab ich gemacht.«

Ehe sie es herumreichte, schwieg sie einen Moment vielsagend, um den Tanten und Onkeln und der bleichen Cousine Gelegenheit zu einem mitfühlenden Nicken zu geben. Sie hatte, so lange Katherine zurückdenken konnte, stets auf die Tränendrüse gedrückt, wenn sie von dem Mann sprach, der ihre Kinder gezeugt hatte, noch ein paar Jahre geblieben war und sich dann mit einer Frau, die er anlässlich einer Kontrolle seines Cholesterinspiegels im Wartezimmer des Arztes kennengelernt hatte, nach Griechenland davongemacht hatte. Katherine bekam von ihrem Vater zwei Karten pro Jahr, eine zu Weihnachten und eine zu ihrem Geburtstag, manchmal noch eine dritte, eine Bonuskarte quasi, wenn sie etwas Nennenswertes geleis-

tet hatte. Ein einziges Mal hatte er sie auch angerufen – sturzbetrunkener und unverkennbar in den Klauen einer lähmenden Midlifecrisis – und sie beschworen, später einmal ja nicht so zu werden wie ihre Eltern.

Das Bild hatte den Tisch umrundet und wurde gegen ein Farbfoto von Homer ausgetauscht, dem Hund der Familie. Homer, kein übermäßig intelligentes Tier, war zu Tode gekommen, als er über eine Reihe gefällter Bäume hinweg einem Tennisball nachjagte und sich auf einem abgebrochenen Ast aufspießte, worauf Katherine, die den Ball geworfen hatte, ihrer Mutter beibringen musste, dass ihr kostbarer Köter nicht nur tot war, sondern auch noch von dem Ast abgenommen werden musste, während ihre Tochter unerklärlich unverletzt und unverzeihlich tränenlos geblieben war.

Das nächste und, wie sich herausstellte, letzte Bild zeigte Daniel, majestätisch hinter dem weihnachtlichen Puter stehend, ein Papphütchen keck auf dem Kopf, das Glas erhoben.

»Aah«, sagte Katherines Mutter. »Hier ist Daniel, seht mal. So ein Schatz. Habt ihr Daniel mal kennengelernt? Ach ja, natürlich, er war ja vor ein paar Jahren bei dieser Sache dabei. Ein Charmeur! Ich war ganz vernarrt in ihn. Arme Katherine. Das war der, der sich verkrümmelt hat, nicht wahr, Liebes?«

»Nicht wirklich«, antwortete Katherine. »Nein.«

»Immer noch ein heikles Thema.« Katherines Mutter lächelte Katherine mütterlich zu, was sie nur tat, wenn andere dabei waren. »Daniel hat sich großartig rausgemacht, ganz im Gegensatz zu anderen, die hier ungenannt bleiben sollen.« Ihr Blick, wandelbar wie die Ziffern einer Digitaluhr, wurde streng. »Passiert schnell, dass man in der *Sackgasse* landet, was?«

Sie schob das letzte Bild in ein Fach ihres Portemonnaies, drückte die Schließe zu und verstaute es wieder in ihrer Handtasche. Die anderen warfen Katherine einen Blick zu und schauten dann unbehaglich schweigend auf den Tisch hinab, bis zur Erleichterung aller der Kaffee gebracht wurde. Katherine entschuldigte sich und ging auf die Toilette, wo sie eine Klorolle in Fetzen riss.

Katherine bezeichnete sich nicht gern als traurig. Das klang so defätistisch. Es fehlte der Pep, wie etwa bei wütend oder rasend. Sie musste sich jedoch eingestehen, dass sie zurzeit viel öfter traurig aufwachte als freudig. Was sie sich allerdings nicht eingestand und nie eingestehen würde: dass dies irgendetwas mit Daniel zu tun hatte.

Nicht jeden Morgen war die Traurigkeit da, aber doch häufiger, musste man sagen, als es ideal gewesen wäre. Am schlimmsten waren die Wochenenden; unter der Woche wechselte es. Das Wetter hatte kaum Einfluss darauf.

Vor dem Spiegel zu stehen, half nicht. Sie machte sich in aller Eile fertig und besserte später schrittweise nach. Sie ernährte sich nicht vernünftig. Mit ihrer Haut passierten Dinge, die ihr nicht gefielen. Ihr Zahnfleisch blutete die Zahnbürste voll. Der Gedanke kam ihr, dass sie zum allerungünstigsten Zeitpunkt hässlich wurde. Das Frühstück ließ sie oft aus, um dann vormittags im Büro irgendetwas Ungesundes hinunterzuschlingen. Sie konnte nicht aus dem Haus gehen, ohne mindestens drei Tassen Kaffee intus zu haben. Vor kurzem hatte sie wieder angefangen zu rauchen. Das half gegen die düstere Stimmung. Sie

war permanent atemlos, hustete aber nur an besonders schlechten Tagen. Irgendwann im Lauf des Vormittags, jedes Vormittags, musste sie Zeit für ihre Übelkeit einplanen.

Seit sie vor zwei Jahren den Fehler begangen hatte, von London nach Norwich zu ziehen, war sie Facility-Managerin bei einem Telekommunikationsunternehmen. Mit Telekommunikation hatte ihr Job allerdings nichts zu tun, sie befasste sich vielmehr mit den Feinheiten des Arbeitsplatz-Managements. Sie wurde dafür bezahlt, Zwangsneurotikerin zu sein, wie sie gern sagte. Sie kontrollierte Stühle auf ergonomische Tauglichkeit und angemessene Höhe im Verhältnis zu Schreibtisch und Workstation, die sie wiederum daraufhin überprüfte, ob sie sowohl den Richtlinien des Unternehmens als auch den staatlichen Vorgaben für ein sicheres und gesundes Arbeitsumfeld entsprachen. Sie führte wöchentliche Feueralarmproben durch und protokollierte die Ergebnisse. Jeden Morgen inspizierte sie das Gebäude im Hinblick auf allgemeine Hygiene-, Ausstattungs- und Sicherheitsstandards. Sie feuerte mindestens eine Reinigungskraft pro Monat.

Viele ärgerten sich über sie, und ständig wurde sie von irgendwem beschimpft. Wenigstens einmal pro Stunde riefen Mitarbeiter bei ihr an oder schickten ihr eine Nachricht. Die Stühle, die Schreibtische, die Klimaanlage, die Neonröhren – mit nichts waren sie zufrieden. Die zahlreichen Veränderungen, die Katherine einführen musste, um mit der aktuellen Gesetzgebung im Gesundheits- und Sicherheitsbereich Schritt zu halten, machten sie zur Sachwalterin vielfach beklagter Neuerungen. Raucher hatten sich weiter vom Gebäude zu entfernen, die Pausen mussten neu verhandelt werden. Katherines Job ließ

keinerlei Flexibilität zu, was dazu führte, dass sie oft als steif und humorlos wahrgenommen wurde. Je besser sie ihn machte, desto mehr hassten die Leute sie. Und es herrschte allgemeiner Konsens darüber, dass sie ihren Job sehr gut machte.

Neben der Mehrheit der Kollegen, die sie nicht leiden konnten, gab es auch eine Minderheit von Männern, die sie vögeln wollten. Diese Splittergruppe war wiederum in sich gespalten. Einige der Männer wollten sie vögeln, weil sie sie mochten, andere wollten sie vögeln, weil sie sie hassten. Das kam Katherine ganz gelegen. Manchmal vögelte sie Männer, weil sie sich mit sich selbst wohlfühlte, und manchmal vögelte sie Männer, weil sie sich selbst hasste. Der Trick war, den richtigen Mann für den jeweiligen Moment zu finden, denn einen Mann zu vögeln, der einen hasste, wenn man sich ausnahmsweise gerade einmal mochte, war kontraproduktiv, und auf dem Gipfel des SelbsthasSES einen Mann zu vögeln, der in einen verliebt war, ging gar nicht.

Bis jetzt hatte Katherine drei Männer aus dem Büro gevögelt; einen von ihnen, Keith, vögelte sie auch jetzt noch halbwegs regelmäßig. Die beiden anderen, Brian und Mike, waren sang- und klanglos in den Hintergrund getreten, verloren an Marks-&-Spencer-Anzüge und männlichen Haarausfall. Brian war der Erste gewesen. Für Brian hatte sie ihre Keine-Kollegen-Regel gebrochen, und rückblickend betrachtet war er das nicht einmal annähernd wert gewesen. Sie hatte für ihn auch ihre Keine-Ehemänner-Regel gebrochen, ebenso die Keine-Familienväter-Regel. Das nahm sie sich übel, weil es Brian in ihren Augen und – wie sie glaubte – auch in den Augen anderer eine historische Bedeutung verlieh, die er in keiner Weise verdient

hatte. Es war einfach so, dass er zu der Zeit, als Katherine sich ganz bewusst entschied, viele der Regeln, nach denen sie bis dahin gelebt hatte, über Bord zu werfen, zufällig greifbar und zu allem Überfluss auch noch ein Musterbeispiel für gleich mehrere dieser Regeln gewesen war. Infolgedessen wurde der Sex, der eines Dienstagnachmittags, nachdem Brian sie nach Hause gefahren hatte, ganz plötzlich stattfand, in den darauffolgenden Monaten wiederholt und endete erst, als Katherine sich zu fragen begann, ob einige ihrer Regeln nicht doch ganz vernünftig gewesen waren. Brian war Anfang fünfzig (noch eine Regel, wenn sie es recht bedachte), dick und mitten in einer monumentalen Krise. Er fuhr einen gelben Jaguar und hatte einen Sohn namens Chicane. Sie hatten nie offiziell Schluss oder etwas ähnlich Mühsames gemacht. Katherine hatte seine Existenz einfach nicht mehr zur Kenntnis genommen, und Brian hatte gelassen, wenn nicht sogar dankbar reagiert.

Mike war anders, zumindest äußerlich. Er war in Katherines Alter (um die dreißig, allerdings mit einem gewissen Spielraum, je nach ihrer Stimmung), Single und überraschend gut im Bett. Noch mehr überraschte es Katherine, dass er zu fast abendfüllenden Gesprächen imstande war, wenn ihn die Lust dazu anwandelte. Die Episode dauerte knapp zwei Monate und war nicht wirklich eine Affäre, aber Katherine nannte sie gern so, weil das die Sache aufwertete und weil sie erst kurz zuvor Brian gevögelt hatte und insgeheim hoffte, sie könnte sich in einer *Phase der Affären* befinden, was natürlich voll und ganz gerechtfertigt hätte, dass sie mit Mike schlief. Das Verhältnis endete, als Mike dahinterkam, dass Katherine mit Brian geschlafen hatte. Sehr zu ihrem Ärger besaß Mike einen *moralischen*

Kompass, auf den er sich viel einbildete. Auf Katherine machte er damit keinen Eindruck. Für sie war Moral etwas, an das sich beschränkte Menschen klammerten, weil es ihnen an Persönlichkeit fehlte. Das sagte sie Mike auch, als er sich beim Thema Ehebruch aufs hohe Ross setzte. Er überhörte es. Er könne sie nicht mehr achten, meinte er. Katherine würde nie vergessen, wie er kopfschüttelnd vom Getränkeautomaten weggegangen war und »Armer Chicane ... armer, armer Chicane ...« vor sich hingemurmelt hatte. Sie fühlte sich voll und ganz bestätigt. Von Moral konnte bei Mike keine Rede sein, nur von verletztem männlichem Stolz und mangelndem Ausdrucksvermögen.

In dieser Phase, die schon eine Weile zurücklag, waren auch andere Männer – Nichtkollegen – auf den Plan getreten. Aber nichts hatte geklappt. Katherine war immer öfter traurig aufgewacht. Das mit ihrer Haut hatte angefangen. Sie hatte zugenommen, dann abgenommen, dann noch etwas mehr abgenommen. Mit dem Schlafen wurde es immer schwieriger. Einmal, während einiger freier Tage, die sie nur genommen hatte, um ihren Resturlaub aufzubrauchen – sie hatte sie in einem müslifleckigen Morgenrock vor dem Fernseher verbracht, wo sie sich auf einem History-Kanal Nazis ansah –, hatte sie eine Handvoll Tabletten geschluckt, sich im Bett zusammengerollt und auf den Tod gewartet, nur um fünf Stunden später in einer Lache von Erbrochenem wieder aufzuwachen; etliche der Tabletten hatten noch unversehrt in der Schweinerei gelegen. Da hatte sie ein Hühnchen mit sich selbst gerupft. Am nächsten Tag hatte sie sich angezogen, hatte Make-up aufgelegt und war in die Stadt gefahren, wo sie Keith über den Weg gelaufen war, der sie zu

einem Kaffee eingeladen hatte, dann zum Essen, dann zu brutalem, schmerzhaftem Sex in seiner Garage, ihr Bauch gegen die heiÙe, tickende KÙhlerhaube seines Wagens gepresst.

»Ich weiÙ noch, einmal ...«, sagte Keith hinterher, ans Auto gelehnt. Katherine stand neben ihm, beide rauchten und warteten darauf, dass der Schmerz nachlieÙ. »Was wollte ich ... ScheiÙe, jetzt ist es weg.«

Es gab Tage, da erschien Katherine alles elend und dÙster, Tage, die ihr seltsamerweise lieber waren als die Tage der Hoffnung. Keith hatte so etwas Verlorenes an sich, fand sie, und das gefiel ihr. Er war einundvierzig (hatte man einmal eine Regel gebrochen, war es im Grunde keine Regel mehr), oben dÙnn und um die Mitte dick. Im BÙro trug er knittriges Leinen und schmale Krawatten, abends bevorzugte er ausgewaschene schwarze Jeans und ramponierte Converse-Sneakers. Er mochte Songs, die von Blut und Schwärze handelten, und gitarrenlastigen Thrash Metal, bei dem er das Gesicht verzog und die Zähne zusammenbiss wie jemand, der mit Verstopfung zu kÙmpfen hat. Seine Haut war bleich und wÙchsern, seine Augen grau mit einem weiÙen Ring um die Iris. Katherine hatte irgendwo gelesen, dass dies medizinisch bedenklich sei, wusste aber nicht mehr, inwiefern, und sprach es deshalb lieber nicht an. Es gefiel ihr, dass Keith einen Defekt hatte, dass er vielleicht sterben wÙrde. Es gefiel ihr, dass er offen ùber seine *Heroinjahre* sprach, wie er sie nannte. Es gefiel ihr sogar, dass er ihr im Bett wehtat: die verrenkte Schulter, das Ziehen an ihrer rechten HÙfte. Keith war anders auf eine Art, die Katherine als komplementär emp-

fand. Er würde sie nie lieben, würde vermutlich nie irgendjemanden oder irgendetwas lieben, und das bewunderte sie an ihm. Er schien über den Sorgen zu stehen, von denen sie täglich (ja, inzwischen täglich) verschlungen zu werden drohte. Damit stand er natürlich auch irgendwie über ihr, aber selbst das gefiel ihr.

Sie lebte nicht mehr in London. Manchmal musste sie morgens angestrengt in den Spiegel schauen und sich das wie ein Mantra immer wieder vorsagen. An einem guten Morgen genügte es, ihren jetzigen Wohnort zu nennen, aber es war nicht leicht. Sie und Daniel waren zusammen hierhergezogen, vordergründig wegen seines Jobs. Dabei war auch der unausgesprochene Gedanke an das Tapp-tapp kleiner Füße im Spiel gewesen. Aber in dieser Hinsicht hatte sich nichts getan. Sie hatten sich getrennt, und jetzt saß sie hier fest.

Ihre Mutter rief in regelmäßigen Abständen an. Als praktisch denkende Frau hielt sie es für das Beste, ihre Sorge um Katherines Wohlergehen stets ganz unverblümt zu äußern. Dazu gehörte auch, dass sie Katherine immer wieder fragte, ob sie okay sei, was natürlich bewirkte, dass Katherine sich alles andere als okay fühlte.

»Isst du denn genug?«, fragte sie zum Beispiel geradeheraus.
»Ernährst du dich auch gesund?«

»Ja«, antwortete Katherine mit einem angebissenen Doughnut in der Hand. »Heute Morgen hatte ich Porridge und zum Mittagessen eine Ofenkartoffel mit Thunfisch. Zum Abendbrot gibt's gegrillte Hähnchenbrust.«

»Soll das sarkastisch sein? Bei Frauen ist das unattraktiv. Und auch etwas unreif.«

»Nein, ich mein's ehrlich. Ist das reif genug?«

»Kommt ganz drauf an«, sagte ihre Mutter, »was du ehrlich meinst.«

Sie traf sich mit Keith nur an ausgewählten Abenden. Sie vögelten und tranken und redeten wenig, was Katherine ganz recht war. Er schenkte ihr einen Vibrator, in Geschenkpapier verpackt, mit einem herzförmigen Anhänger, auf dem »Denk an mich« stand. Sie brachte ihn samt Anhänger auf dem Weg zur Arbeit in den Charity-Laden, unter muffig riechenden Taschenbüchern und ein paar Hemden von Daniel, die sie zwischen ihren abgelegten Kleidern gefunden hatte, in einer Einkaufsstüte vergraben. Er wurde nicht zum Verkauf angeboten, und sie fragte sich oft, was aus ihm geworden sein mochte. Sie stellte sich gern vor, eine der älteren ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen habe ihn mit nach Hause genommen und sich damit ein Erlebnis verschafft, das einer ans Mystische grenzenden Offenbarung gleichkam.

»Keith«, sagte sie eines Abends absichtlich laut in einem vollen Restaurant, das sie ausgewählt hatte, weil sie wusste, dass es voll sein würde, wenn sie die Frage stellte. »Wie viele Leute vögelst du im Moment?«

»Dich inklusive?«

»Mich exklusive.«

»Drei«, sagte er seelenruhig. »Und du?«

»Vier«, log sie.

Ist es wegen Daniel?«, fragte ihre Mutter bei einem ihrer Endlostelefonate. »Ich versteh das, weißt du, ich versteh das gut.«

»Nein, nicht wegen Daniel, Mutter.«

»Er hat mir vorige Woche eine Geburtstagskarte geschickt. Er schickt mir immer Weihnachts- und Geburtstagskarten. Ist das nicht nett?«

»Das ist nicht nett«, antwortete Katherine. »Das ist analfiziert. Er schickt dir Karten, weil du auf seiner Liste stehst. Es ist nichts weiter als eine automatisierte Reaktion. Er kommt gar nicht auf die Idee, irgendwas zu ändern.«

»Schickt er dir auch Karten?«

»Nein.«

Der Gedanke, sie könnte jemand mit einer Mutterproblematik sein, war ihr unangenehm. Sie führte ein alternatives, freies Leben und hätte sich doch niemals von einem Unvermögen, all die Kindheitsverletzungen ad acta zu legen, einengen lassen. Dennoch war sie nicht gegen gelegentliche kindliche Fantasien gefeit und malte sich beispielsweise aus, sie wäre gestorben, könnte aber bei ihrer eigenen Beerdigung dabei sein und sehen, wie sich ihre Mutter gleich der Gattin eines Mafioso schluchzend über ihren Sarg warf. Als Kind hatte Katherine sich ihren Tod fast immer als Selbstmord vorgestellt. Jetzt, da sie älter war und so viel besser wusste, wie total unromantisch es war, sich das Leben zu nehmen, stellte sie sich ein tragisches äußeres Ereignis als Ursache ihres Hinscheidens vor, irgendetwas Plötzliches, das gerade noch im Bereich des Möglichen lag,

etwa von einem Blitz erschlagen oder von einem umstürzenden Schrank plattgemacht zu werden.

Katherine war sich darüber im Klaren, dass man zu allen möglichen küchenpsychologischen Schlussfolgerungen gelangen konnte, was ihre Mutter, ihren Vater usw. anging. Sie selbst zog keine dieser Schlussfolgerungen, versteht sich, und verhielt sich mit Bedacht so, dass nur wenige auf den Gedanken kamen, sie ihrerseits zu ziehen. Daniel war – typisch Daniel – natürlich einer dieser wenigen gewesen, und das hatte in einem so gewaltigen, von einem Wortgefecht lawinenartig zu einem Geschirrgefecht anschwellenden Streit geendet, dass er sich nie wieder auch nur in die Nähe des Themas gewagt hatte. Nur einmal hatte er es noch riskiert und eine so kindische, so erbärmliche Szene aufgeführt, dass Katherine nur noch dastehen und lachen konnte: Mit Schmollmund und wedelnden Händen war er durchs Wohnzimmer stolziert – eine perfekte Nachahmung ihrer Person, wie er offenbar fand – und hatte mit einer Babystimme, die seine sexuelle Attraktivität für Katherine von da an ernstlich minderte, *Meine Mami hat mich nicht lieb* gesagt. Es war gegen Ende ihrer Beziehung gewesen und hatte zwar nicht direkt zur Trennung geführt, sie aber doch begünstigt.

Die Wahrheit – wenn es so etwas überhaupt gab – war, dass Katherine ihre Mutter bewunderte. Daniel hatte dafür voll Stolz den Begriff Stockholmsyndrom gebraucht. Dass darin ein Körnchen Wahrheit steckte, hätte Katherine ohne Weiteres zugegeben, aber ansonsten hatte er die Beziehung zwischen ihr und ihrer Mutter gründlich missverstanden, eine Beziehung, die sie beide in drei Jahrzehnten gegenseitigen Verunglimpfens, Herabsetzens, Lächerlichmachens und Übertrumpfens genos-

sen (ja, genossen) hatten. Katherines Mutter war in einem Ausmaß gestört, dass es schon an ein Wunder grenzte, wenn sie es schaffte, sich morgens die Achselhöhlen zu waschen und in der Küche etwas Essbares aufzutreiben. Doch weit davon entfernt, das zu überspielen oder sich dafür zu schämen, posaunte sie es hinaus, als hebe sie sich gerade dadurch von allen anderen ab. Was sie natürlich auch tat. Katherine hatte ihre Mutter in nahezu jeder entwürdigenden Situation erlebt, in der eine Mutter sich ihrer Tochter nur zeigen kann: abgefüllt mit Pernod zu den unchristlichsten Tageszeiten, nackt auf Katherines Bett hingestreckt, nachdem sie ihre neueste Eroberung unerklärlicherweise in Katherines Zimmer statt ins Elternschlafzimmer geführt hatte, coram publico abserviert von Julio, ihrem dunkelhäutigen Lover unbestimmter mediterraner Herkunft. Es war vorhersehbar und geradezu banal gewesen. Seltsamerweise war Katherine trotzdem stolz auf ihre Herkunft, und aus all den Vorkommnissen zog sie den Schluss, dass man nicht plötzlich berechenbar werden musste, nur weil man Kinder bekam. Immerhin hatten Katherine und ihre Schwester sich ganz passabel entwickelt, und ihre Mutter hatte sich einen Elan und eine Kühnheit bewahrt, wie sie normalerweise Frauen mit der Nachkommenzahl null vorbehalten waren. Ein vernünftiger Kompromiss, fand Katherine. Das musste sie auch finden; es gab keine Alternative. So rechthaberisch Katherine auch war und so leicht sie sich zu fast pauschaler Verurteilung und Zurückweisung jener hinreißen ließ, die ihre (zugegebenermaßen etwas verdrehte) Weltsicht nicht teilten – eine Heuchlerin war sie nicht, und sie gestattete sich bei allem Schmerz, den sie empfinden mochte, auch nicht, ihre Mutter wegen eines Lebensstils und

einer Haltung zu geißeln, die sie selbst anstrebte. Wie auch immer sich die Unberechenbarkeit ihrer Mutter auf Katherine ausgewirkt hatte – Katherine musste sie nicht zwingend als Mutter beurteilen, sondern konnte sie als Frau sehen, und das erlaubte ihr, viele Probleme in Bezug auf Weiblichkeit, Männer, Beziehungen und so weiter zu ignorieren, die ihr, hätte sie sich Gedanken darüber gemacht, nicht nur Unbehagen, sondern wahrscheinlich beträchtlichen Schmerz bereitet hätten.

Daniel war ihr Problem und mit ihm alles, was sich änderte, als er auf der Bildfläche erschien. Mit Hartnäckigkeit, Ausweichen und Ablenken hatte Katherine fast ein Jahr lang zu verhindern gewusst, dass ihre Mutter ihn kennenlernte, und als es dann doch geschah, wurden ihre schlimmsten Befürchtungen wahr. Ungeachtet ihrer respektlosen Äußerungen über Männer und ihrer immer länger werdenden Liste all der Dinge, für die sie nicht taugten, hatte ihre Mutter Daniel für gut befunden, was sie bei Katherines früheren Freunden nicht einmal andeutungsweise getan hatte. Nach einem angemessen öden Abendessen, bei dem sich alle Beteiligten ins Zeug gelegt hatten, um nur ja nicht die ausgetretenen Pfade der Konversation zu verlassen, hatte Katherine Daniel zum Auto begleitet, und als sie zurückkam, hatte ihre Mutter glücklich lächelnd dagesessen, das Weinglas erstaunlicherweise unberührt neben sich, die Zigarette noch unangezündet, voll des Lobes für einen Mann, von dem Katherine sicher gewesen war, dass sie ihn schrecklich finden würde. Nicht dass Daniel, oberflächlich betrachtet, viel Schreckliches an sich gehabt hätte. Er war umgänglich, höflich und auf eine stille, ein wenig schüchterne Art seltsam charmant. Katherine hatte aufgrund schwerwiegender

früherer Beweise angenommen, ihre Mutter würde, ihrem Naturell entsprechend, jemand so vernünftigen, so zuverlässigen, so (zumindest dachte Katherine das damals noch) *normalen* ablehnen. Und von dem Moment an, als ihre Mutter Daniel zum Besten erklärte, was Katherine je passiert sei, war Katherine alles weggebrochen, was ihr bis dahin als sicher erschienen war. Schon zu diesem frühen Zeitpunkt hatte sie das dumpfe Gefühl gehabt, dass die Beziehung zwischen ihr und Daniel und damit auch die zwischen ihr und ihrer Mutter zum Scheitern verurteilt war. Denn als sie ihre Mutter an diesem Abend reden hörte – so ruhig, sachlich und vernünftig, wie sie es mit Sicherheit noch nie gewesen war –, hatte Katherine erkannt, dass die Dinge, die sie an ihrer Mutter bewunderte, nicht dieselben waren, die ihre Mutter an sich bewundert wissen wollte. Ihren Individualismus, ihr schroffes Einzelgängertum und die Art und Weise, wie sie mit den Männern in ihrem Leben umsprang, trug sie offenbar nur deshalb wie Ehrenzeichen zur Schau, weil das allemal besser war, als sich einzugestehen, was sie in Wirklichkeit waren: Defizite, Verletzungen, Schwächen. Sie verriet sich, als sie zu Katherine sagte, das habe sie sich immer für sie gewünscht – einen guten Mann, eine stabile Beziehung, ein glückliches Privatleben. In diesem Augenblick hatte Katherine gespürt, wie sich alles verflüchtigte, zur Decke aufstieg mit dem Rauch der Zigarette, die sich ihre Mutter jetzt erst anzündete.

An den Abenden, die sie nicht mit Keith verbrachte – und das waren viele, da Keith ja noch drei andere Ficks in seine Woche quetschen musste –, las Katherine und schaute

Nachrichten. Etwas anderes schaute sie selten. Wie so vieles in ihrem Leben hatte auch das, was sie las und schaute, damit zu tun, dass sie die Menschen in zwei Sorten einteilte: einerseits die Sorte, zu der sie selbst gehören wollte, andererseits Menschen, die sie nicht ausstehen konnte. Sie wollte nicht zu den Frauen gehören, die sich Soaps und Schmonzetten ansahen. Sie wollte der Typ Frau sein, der Nachrichten schaute und die Bücher auf der Shortlist des Booker-Preises las. In ihrer Fantasie besuchte sie Partys (obwohl sie nie Partys besuchte), auf denen man ihre Meinung zum Weltgeschehen und zu moderner Literatur hören wollte.

In realen Gesprächen über aktuelle Themen war sie aufgeschmissen. Nicht, dass es sie nicht interessiert oder auf eine distanzierte und eher theoretische Weise beschäftigt hätte, was so los war – sie fühlte sich nur nicht imstande, die nötige Betroffenheit aufzubringen. Einmal erkannt, streckte diese Tatsache ihre Tentakel in Katherines ganzes übriges Leben aus, und Katherine fragte sich, wie menschlich sie eigentlich zu sein behaupten konnte. Nachrichten schauen war im Grunde wie dem Leben zuschauen, und die Art, wie sie es tat, verunsicherte sie. Sie sah darin eine gewisse Beziehungslosigkeit, ein Ausdruck, den sie übrigens oft auf Männer anwendete, mit denen sie nicht klargekommen war. Andere sahen darin Kälte, ein Ausdruck, den Männer, mit denen sie klargekommen war, oft auf sie anwendeten. Das Wort *gefühllos* tauchte häufig auf, in Katherines Kopf ebenso wie in anderer Leute Beschreibung ihrer Person. Sie selbst hielt sich lieber für *emotional schwer zu erreichen*. So wie Liebeserklärungen nicht genügten, um Liebe in ihr zu wecken, genügten Filmaufnahmen von verhungerten Haitianern

nicht, um jene tränennahe Bestürzung in ihr hervorzurufen, die sich bei anderen ganz automatisch einstellte. Vom Hunger aufgetriebene Bäuche, Kinder mit Fliegen in den Augen, Mütter, die aus Erde Gebäck herstellten – das alles war ein wenig abstoßend. Manchmal, wenn Katherine in besonders streitsüchtiger Stimmung war, fragte sie andere, weshalb überhaupt darüber berichtet werde. Aus unerfindlichen Gründen reagierten die Leute dann oft empört und griffen auf nebulöse humanitäre Argumente zurück. Das Wort *Kinder* kam darin häufig vor, als würde es alles erklären.

K*ath*, mailte Keith ihr von einem nicht genannten Ort, an dem er Urlaub machte, zusammen mit einer nicht genannten Person nicht genannten Geschlechts, mit der er bestimmt nicht verwandt war. *Du fehlst mir schrecklich. Ich glaube, ich kann nicht ohne dich leben. Liebst du mich?*

Keith, schrieb Katherine zurück, *ich werde nie mit jemandem leben, der nicht ohne mich leben kann. Werd erwachsen. PS: Mit wem zum Teufel machst du Urlaub?*

So ging es nicht weiter. Sie trat auf der Stelle. Im Grunde genommen hätte sie genauso gut tot sein können. Es musste etwas geschehen, sagte sie sich, etwas, das sie auf Trab bringen würde. Sie beschloss zu kündigen. Die Angst davor, ohne Job dazustehen, würde sie zwingen, sich einen Job zu suchen.

Sie überfiel ihren Abteilungsleiter damit, als er gerade ein Sandwich auspackte.